

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 261.

Montag, 8. November

1926.

Auf dem Eulenhof.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Richard Benz.

(Nachdruck verboten.)

Mehr aber noch als die Geheimnisse des Mühlspiels reizte den in so ungewohnter Freiheit Schwelgenden das Studierstübchen seines Kameraden. Das war ein kleiner Bretterverschlag auf dem Speicher, in dem früher die feinsten Obstsorten des Eulenhofs aufbewahrt worden waren, die dicken, duftigen Schlotteräpfel aus dem Hausgarten und die süß-saftigen Butterbirnen vom sonnigen Scheunenspalier, für die sich jetzt immer so viele Käufer aus der Stadt einfanden, daß die Eulenhofsleute selber kaum eine davon zu essen bekamen. Der frischgebackene Realschüler hatte mit Einwilligung der Mutter das Obststübchen zu „seinem Zimmer“ einrichten dürfen; die Bretterwände waren mit einer billigen Tapete beklebt worden, und in diesem Gelaß brachte Adolf nun eine Sammlung von allen möglichen Raritäten unter. Da hing ein aus einer Seisentiste gefertigtes schwarz-gegrüßtes Schränkchen mit allerlei Spirituspräparaten in Arzneifläschchen und Einmachgläsern: kleine Fische und Wasserinsekten aus der Mosel, Molche, Eidechsen und Salamander, eine Blindschleiche und als ganz seltenes Fundstück eine Maulwurfsgrille, die er hatte. Alles war sauberlich etikettiert und wissenschaftlich benannt und geordnet, nebenbei aber noch in ein Büchlein eingetragen, das die stolze Aufschrift „Meine naturkundliche Sammlung“ trug. Auch ein Schmetterling- und Käferkasten, zahlreiche Bilder aus alten „Dahheim“-Bänden vom Großvater sowie einfache Stahlstiche in schmalen, schwarzen Glanzleisten zierten die Wände. Über dem Arbeitstisch aber, der zwar selten seiner eigentlichen Bestimmung diente, prangte ein großer, selbstgezeichneter „Zirkel“, ein verschnörkeltes farbiges K, und darunter stand in verzierten Druckbuchstaben Freiheit sei's Banner!

„Von unserer Klassenverbindung!“ sagte Adolf dem erstaunt fragenden Jakob: „im nächsten Jahr werden wir uns auch noch Couleur zulegen; aber das muß ganz geheim bleiben; jeder wird auf Ehrenwort zum Schweigen verpflichtet, weil von der Schule aus Relegation darauf steht.“

„Raucht ihr denn auch?“ forschte Jakob in großartiger Verständnislosigkeit.

„Aber nichts dem Vater verraten!“ flüsterte Adolf ihm zu und schloß dann eine Kiste in der Ecke auf, die unter einem Kunterbunt von allerhand schadhaftem, altem Gerät und Werkzeug, von Büchern, Schachteln, Steinen und Muscheln eine irdene Pfeife und ein Päckchen Duisburger Reiterstab barg.

„Wenn du willst“, versicherte er sich der Verschwiegenheit seines Kameraden, „dann laß ich auch dir morgen so einen Rauch, und dann können wir hier oben immer ganz fein den Rauch aus'm Dachfenster rausblasen.“

Jakob war einverstanden und war selig, daß ihn Adolf in dies Geheimnis eingeweiht hatte.

„Bringt mir nur keine verkehrte Art in den Jung!“ warnte der Vater, als Jakob einmal von den Herrlichkeiten des Studierstübchens schwärmte, „der soll 'n richtiger Bauer werden und braucht so Zismatentchen nit. Das ist was für die Papiernen von dem Adolf seiner Sort, und die kann ich portuh nit leiden.“

„Gott, es sind ja Kinder“, begütigte ihn die Mutter. „Siehst es ja an dem Adolf, wie früh einer falsch geraten kann, und die Elis hat auch schon so seine Rauben im Kopf. Jawohl! die Art aus'm Schulhaus! Aber nit die vom Eulenhof!“

„Wenn's nun doch einmal nicht drinsigt, was ist daran zu ändern?“

„Wer auf'm Bauernhof gewachsen ist, da sieht es von selber drin. Sollst dir nun mal den Heinrich Köster angucken. Der schaffst mit seinen sechzehn Jährchen schon wie'n Alter, und der sieht nur auf'm Pachthof, der nit sein eigen ist.“

„Er hat auch früh dran gemußt, wo der Vater seit jeher so bettlägerig ist.“

„Stimmt“, schloß der Eulenhöfer trozig. „Uniere zwei haben's zu gut. Aber ich zieh mir dafür den Jakob. Dann geht's wenigstens so lange nach meinem Kopf, bis ich die Augen mal zutu. Nachher könnt ihr den Hof ja zuschanden gehen lassen.“

Er stand auf und ging mit schweren Schritten in der Stube auf und ab. Als er dann nach einer Weile mürrischer Veronnenheit das Vieh von der Weide in den Stall trieb, hörte man, daß er den Tieren freundliche Schmeichelworte zusprach.

2.

Der Eulenhof war ganz oben in die sanft auslaufende Mulde eines Seitentales der Mosel eingebettet.

An seiner Stelle hatten einst uralte Eichen gestanden, und die Kinder des Dorfes glaubten damals nicht anders, als daß in den hohlen Stämmen der Bäume die bösen Nachteulen ihre Nester hätten, die den kleinen Ausbleibern abends die Augen aushackten.

Ob's nun die Eulen waren oder das herumziehende Volk, die Kesselflicker und Zigeuner, die dort immer ihre Rast hielten, genug: in Jahr und Tag hatte sich nie ein Kind in dem Tälchen blicken lassen, und auch als die Eichen gefällt worden waren, galt es noch immer für verrufen.

Dann war oben auf dem Berge ein großes Adergut versteigert worden, und weil dem neuen Eigentümer, der als fetter Bauer aus dem Naßfeld kam, das Gutshäuschen darauf zu klein und baufällig gewesen war, so hatte er sich gerade das wettergeschützte Tälchen ausgesucht, um darin ein behäbig breites Haus mit Wirtschaftsgebäuden zu errichten.

Die Dörfler sagten zwar, daß da, wo Eulen und Zigeuner gehauert hätten, doch kein anständiger Christenmensch wohnen könne; aber der Naßfelder Bauer war ein Eigener und meinte:

„Grad darum gefällt's mir ja so gut.“

Und um das den Leuten glaubhaft zu machen, ließ er über der Haustür einen Mendiger Stein einmauern, auf dem wahrhaftig eine griesgrämige Eule ausgehauen war.

Die hatte dem Eulenhof seinen Namen gegeben, einen Namen zwar, der ganz und gar nicht zu seinem Wesen paßte; denn seine Front mit dem stets freundlich weiß getünchten Fachwerk bot sich breit den Strahlen

der Morgensonne dar. Über die Gebäude hinaus bis in die Höhebene aber dehnte sich das Mattengrün quellenreicher Wiesen, an das sich ringsum die zweite Ackerflur angeschlossen. Talab führte ein Weg zwischen sauber gepflegten Weinbergen einher, in das große Winzerdorf hinunter.

„Dorf“ sagte zwar nur der Eulenhöfer; die rechtmäßige, amtliche Bezeichnung war „Gleden“, denn viermal im Jahr wurden dort Kram- und Viehmärkte mit nachfolgender Tanzmusik abgehalten, und wenn es einen guten „Herbst“ gegeben hatte, dann feierten sie nach Martini eine ganze Woche lang auch noch das weit und breit bekannte Winzerfest, das einzige an der ganzen Mosel. Aber was fragte danach der Eulenhöfer? Was ging den das Winzerfest an! Er war ein Bauer. So sehr die Dörfler dort unten Wert darauf legten, Winzer genannt zu werden, ihm durfte keiner damit kommen, für ihn waren die paar Wingerte beim Eulenhof, ebenso wie die vom alten Lehrer Schüller geerbten, etwas ganz Nebensächliches. Die große geeignete Ackerflur auf dem Berge war sein Reich, und Bauer sein war für ihn wie König sein. Nicht aus dem Gefühl des Besitzenden heraus, sondern im Stolz und zugleich in der Demut, eins zu sein mit dem Boden, darauf er gewachsen war.

So kam es, daß er bereits seit Jahren den Weg zum Gleden weit seltener ging als irgendeinen anderen, und nur, wenn er mußte, zu Versteigerungen und Amtsterminen, ließ er sich mal vor den Dörflern sehen. Dadurch aber war er denen mit der Zeit ein ganz Fremder geworden.

Über den fruchtschweren Feldern und den blumigen Rainen zitterte die Sommerhike. Aus dem knisternden Korn klang tausendfach das Zirpen der Grillen, und wie glitzernde Pünktchen hingen die Lerchen mit ihrer fliegenderen Brust im unendlichen Gottesblau.

Der Eulenhöfer hatte lange sinnend am Saum der sonnigen Feldbreite gestanden, während unten beim kühlen Brunnentrog der Rinderweide, wo das Gold der fetten Dotterblumen aus dem Grase leuchtete, seinem Sohne der erste Frühlingstraum zerfloß.

„Ich weiß, Jakob“, sagte er zu seinem ihn tröstenden Kameraden, „von alldem, was ich mir so schön rausgedacht hatte, geht mir auch nicht ein Quentchen in Erfüllung.“

„Du meinst das nur, Adolfs, dein Vater hat ganz sicher nichts gegen dich.“

„Hätt' er's nur! Aber ich bin ja gar nicht mehr da für ihn; er sieht mich ja gar nicht mehr. Früher, da dacht' ich immer, wenn er mich nur mal in Ruh lassen wollt', wenn er doch mal nicht mehr über mein Schulgehen so kraakeelen tät, und heute — ach, ich wär' ja richtig froh, wenn er schon mal 'n böß Wort zu mir sagen tät. Nur was sagen soll er! Aber seit du da bist, Jakob...“

„Dann wünscht' ich wahrhaftig, er hätt' mich nie hergeholt, wenn ich dadran Schuld sein soll.“

„Schuld? Nein, schuld bist du gewiß nicht dran. Was kannst du dafür, daß ich nun einmal keinen Sinn und Verstand für all den Kram hier hab'. Und du hast es.“

„Das dankt der Teufel! Wo ich so angebunden war in meiner ganzen Schulzeit. Hier hab' ich das erstemal freie Luft zu schnappen gekriegt. Und wie gut hab' ich's bei euch! Weißt du, da hat man hurtig Lust an was.“

„Ich gön'n's dir ja auch gern und gön'n' auch dem Vater, daß er einen hat, mit dem er planen und überlegen kann. — Wenn er mir meins nur auch so gön'nen wollt'!“ „Er läßt dich doch gewähren.“

„In etwas nicht, wenn er's mal gewahr wird. Wenn ich eines Tages komme und — Jakob, was meinst du wohl, wenn er mal was von — von der Lydia Börner hört? Was er dann tut?“

„Sag's ihm doch nit, Adolfs!“

„Ich hab's der Mutter gesagt; ich konnt' nicht anders.“ „Das hast du?“ fragte Jakob zweifelnd.

„Ich hab' ihr gesagt, daß mich ihr Bruder mit ins Haus genommen hätt' daß die Frau Kommerzienrat so nett gegen mich wär', und daß wir fast jeden Nachmittags zusammen in die Rheinanlagen gingen, na, und

grad heraus, ich hab' ihr auch gesagt, ich tät mich mit der Lydia verloben, wenn ich die Schule mal durch hätt'.“ „Hast du das wirklich gesagt?“

„Oder nein, das Letzte noch nicht, dazu hatt' ich keinen Mut; aber ich sag' ihr auch das noch.“

„Was meint denn deine Mutter dazu?“

„Sie sagt: „Paß auf, daß der Vater nichts hört. Du weißt, wie der von den vornehmen Städteleuten denkt.“ — Und nächsten Sonntag wollt' doch die ganze Familie eine Tour hierher machen. Ich weiß nicht, was ich jetzt anfangen soll. Am liebsten ging ich auf und davon.“

(Fortsetzung folgt.)

Carpe diem.

Daß dich erinnern nicht vergebens,
Ob Leid, ob Freude dich umspinnt,
Daß aus dem Becher deines Lebens
Mit jedem Tag ein Tropfen rinnt.

Ist es auch täglich nur ein Tropfen,
Ein jeder will im Scheidesticht
Noch einmal an dein Fenster klopfen —
Sei klug, und überhör' es nicht!

Rudolf Diebisch.

Die Taxusperlen glänzen.

Von Dr. Johannes Kleinvaup (Leipzig).

„Alle Bäume pflanzt man nicht mehr um.“

Auch in Frankfurt a. M. weiß man das, und dennoch... Ein Menschenalter ist das jetzt wohl her, da wurde dort ein neuer Botanischer Garten angelegt und aus dem alten dessen Hauptstück dahin verpflanzt: eine vielhundertjährige Eibe. Ein Ereignis an sich keiner Art, das aber laut von sich reden machte; ein äußerstes Wagnis und allerhöchster Versuch. Mit samt dem ganzen gewaltigen Erdschlumpen, in dem er wurzelte, wurde der haushohe Baum ausgehoben, behutsam umgelegt und eine weite Strecke gefahren, und dann wieder genau so aufgerichtet, wie er vordem seit unberechenbarer Zeit in Sonne, Wind und Wetter stand. Und schier ein Wunder: kein Ast wurde dabei gebrochen, fast kein Zweiglein geknickt. Als habe die Alte überhaupt nichts von alledem gemerkt, prunkt sie weiter Jahr für Jahr in köstlichem Gleichmilde, von tausend und abertausend himbeerroten, funkelnden und leuchtenden, wie aus Wachs geformten Perlen übersät.

Daß sie alle diese Mühsal so gut überstand, verdankte sie in der Hauptsache sich selbst: ihrem überaus zähen und biegsamen Holze; ihr Vorteil, der zugleich aller andern Schicksal war: Infolge dieser Eigenschaft wurden in der „alten alten Zeit“ die anders, doch nicht besser war als jetzt, aus Eibenholz alle Bogen geknickt. So erhielten im Jahre 1532 die Nürnberger Christoph Fürer und Leonhard Stockhammer durch kaiserlichen Erlaß das ausschließliche Recht, in Niederösterreich zu diesem Zweck Eiben zu schlagen. Sie besorgten das ausgiebig, da sie nicht sicher waren, wie lange ihnen dieses kostbare Privileg erhalten bliebe; 36 850 Bogen führten sie innerhalb zwei Jahren aus. Andere verfuhrten ebenso anderswo, mit dem Erfolg, daß schon im Jahre 1560 der Leipziger Eibenbogenhandel ins Stocken geriet und um die Jahrhundertwende kein Eibenwald in deutschen Landen mehr zu finden war.

Anders dergleichen, als der römische Geschichtsschreiber Julius Cäsar wohl infolge des massenhaften Vorkommens dieses besonders dunklen Nadelholzbusches Germaniens Wälder düster nannte. Dazwischen und lange noch standen sie überall zuhauf: Eibenberg und Eibental, Eibenstein und Eibenstock, Iberg, Ibenhagen, Ibenhain und Ibenhorst künden heute noch davon. Jetzt stehen sie nur noch vereinzelt im wilden Walde; am häufigsten im Erzgebirge, im Harz und im Bavenwalde, in besonders arden Beständen im Bodensee, bei Paterszell in Oberbayern, und im Hiesbühl (Eibenbühl) der Tucherheide. Doch wie selten, daß dort überall ein Wandersmann sie erkenne! Nicht anders in den alten Brunnengärten mit ihren Taxusbüden — zu Galerien, Lauben, Pavillons und ganzen Sälen friiert —; kaum einer, der das bewundert, weiß, was er sieht. Und erblickt er um die jetzige Zeit eine Taxus baccata in vollem Schmuck, bezaunet er ihr mit stummem Staunen!

Die Eibe ist der Urbaum des deutschen Waldes. Doch nur wenige haben jene Heimfuchung überdauert bis auf unsere Tage. Die berühmteste unter ihnen die auf dem ehemals Peccarini'schen Gartenrund in Wien, die Alexander v. Humboldt bewunderte und beschrieb, die mächtigste die zu

Kathol. Bennenhort in der Oberlausitz, ein Meier hoch fünf Meier die, rund um den Stamm unter den Zweigen. Wie alt diese, läßt sich nur abnehmend mit äußerster Mühe bestimmen, denn nur in den ersten 150 Jahren nimmt der Eichenstamm jährlich um eine Linie — 0,23, 125 Zentimeter — an Dicke zu, dann kaum noch merklich; da hält es schwer, Genaues zu errechnen.

Uralt wird die Eibe; ihr Name bedeutet „ewig“. Daber galt sie unseren Vätern als Lebensbaum und als — Totenbaum. Nicht von ungefähr, daß einige der ältesten ihrer Art — in England auf allen Gottesäckern stehen!

Noch anderes kommt da hinzu; alles an der Eibe ist giftig, außer ihrer Frucht. Das spürt schon, wenn eine ihrer spitzen Nadeln den Finger ritzt. „Wer in ihrem Schatten schlummert, wacht nie wieder auf.“ Eibenlast trank der Eburonenkönig, um nicht lebendig in die Hände der Römer zu fallen.

Uralt ist auch der Eibe Kult. Der Tempel zu Eleusis wurde von Priesterhand mit immergrünen Eibenzweigen geschmückt, die Furiolen schwangen beim Tanze Fackeln aus Eibenhols. In der altnordischen Götterstadt Asgard war der Markt mit Eiben rund umstellt.

So aller Glaube, dem sich leicht Aberglaube gesellt. Wer sich vor bösem Zauber bewahren wollte, trug einen Splitter von der Eibe auf dem bloßen Leibe. Auch den roten Beeren schrieb man geheime Kräfte zu: „Wenn manches Mägdlein müht!“ — „Nur die Krametsvögel schmausen sie und verbreiten so ihren Samen.“

Einsam, düster, unauffällig steht die Eibe im Walde; am besten erkennbar ist, wo Busch und Baum sich lichten. Vor allen dem Forstmann lieb:

„Und leh' ich dich so mannhaft steh'n,
Achtlos für alles rings auf Erden,
Dann mein' ich in dich aufzugeh'n,
Und, harter Baum, du selbst zu werden.“

Ein Reiseabenteuer.

Von Hugo von Köster.

Während meines 32jährigen Aufenthalts im Orient habe ich, besonders von Konstantinopel aus, häufig die Reise über Wien nach Berlin und zurück gemacht. Auf dem Landwege über Sofia, Belgrad usw. war mir die an den Grenzen übliche Spitzfindigkeit der Zollbeamten bereits soweit bekannt, daß ich — nun sagen wir: nie etwas zu verzollen hatte! Am sympathischsten war mir die türkische Zollrevision, weil ich mich mit den türkischen Beamten stets am leichtesten verständigen konnte. Ich beherrschte nicht nur ihre Sprache, sondern kannte auch nur zu gut die höchste Autorität aller türkischen Zollbeamten — den allmächtigen „Baskisch“ (Trintgeß). Dies galt besonders, wie schon angedeutet, für die Zollämter auf dem Wege von Konstantinopel über Bulgarien, Serbien und zurück.

Nun trat aber einmal der Fall ein, daß während einer meiner Reisen nach Deutschland irgendwo in Westeuropa einige Cholerafälle vorgekommen waren. Darauf reagierte die Türkei, wie üblich, mit schärfsten Quarantänemaßnahmen. Auch Bulgarien errichtete eine fünf tägige Quarantäne an seinen Grenzen. Und als ich nach Konstantinopel zurückkehren wollte, hätte ich auf dem üblichen Landwege sowohl an der bulgarischen wie an der türkischen Grenze eine Quarantäne von je fünf Tagen durchmachen müssen. In einem Reisebureau in Wien, wo ich mich nach der zurecht bequemen Reiseroute nach Konstantinopel erkundigte, erfuhr ich, daß auf dem Wege über Saloniki nur eine Quarantäne von fünf Tagen an der türkisch-serbischen Grenze in dem kleinen Ort Sibetsche durchzumachen sei, und daß man von Saloniki dann unbehindert mit dem Dampfer nach Konstantinopel fahren könne. Ich entschloß mich also, durch die wildromantischen Gegenden über Sibetsche, Astub nach Saloniki zu reisen.

Die Quarantäne-Station bei Sibetsche war über alle Begriffe primitiv eingerichtet. In großen, schnell zusammengeklammernten Baracken, in denen maßlose Unsauberkeit herrschte, sollte man mit Krethi und Plethi gemeinsam hausen. Man sollte sich nur vor, was unter „Krethi und Plethi“ im Orient zu verstehen ist, dann wird man es begreifen, daß ich mir vermittelst meines guten Freundes Baskisch ein kleines Zelt irgend eines Quarantäne-Aufsehers verschaffte, in dem ich für mich allein einen Unterschlupf fand. Mit Nahrungsmitteln, Konserven, Tee und — das wurde später mein Verhängnis — einer übergroßen Tüte mit Streuzucker hatte ich mich schon in Wien für fünf Tage versehen. Die Quarantäne-Station war mit Soldaten umstellt, jedoch der Versuch eines Spazierganges nach dem Ort Sibetsche mit Lebensgefahr verbunden gewesen wäre, denn die Quarantäne-Maßnahmen waren ja von dem um seine Gesundheit so besorgten Sultan Abdul Hamid selbst befohlen!

Abgeben. Um dies herum erstreckte ich meine Bewegungsfreiheit nur auf einige Quadratmeter. Die einzige Zerstreuung, die ich mir leistete, war die, daß ich an jedem Morgen wenn der türkische Arzt zur Revision kam, um nachzuleben ob noch nicht einer von uns an Cholera erkrankt war, diesen einzulangen versuchte. Der Arzt durfte sich den Quarantäne-Gezungen nur bis auf drei Schritte nähern, kam er mit einem von uns in Berührung, so mußte er selbst für fünf Tage in Quarantäne gehen. Ich amüsierte mich nun immer damit, den ultigen Kerl heranzulocken, bot ihm Zigaretten an und tat alles, um seiner habhaft zu werden, aber — immer vergebens. Er war mächtig vorsichtig. Tat ich einen Schritt auf ihn zu, so taufte er aus, wie ein Schaf vorm Wolf. Sonst war es zum Auswachen langweilig, und die Persönlichkeit steigerte sich von Tag zu Tag. Als endlich der letzte Tag anbrach, war man schon derart ermüdet und mißvergnügt, daß eine reine Freude über die endlich wiedererlangte Freiheit gar nicht mehr aufkam. Ich benutzte den Vormittag dazu, alle Überreste meiner Nahrungsmittel, darunter auch die ominöse große Tüte mit dem Streuzucker sehr sorgfältig wieder in die Kiste zu verpacken, in der ich sie aus Wien mitgebracht hatte. Den starken Dedel legte ich nun lose auf die Kiste, denn wir mußten ja noch das türkische Zollamt passieren, bevor wir auf die Bahnstation von Sibetsche hinübergelassen wurden.

Ich verließ mein Zelt in überstürzter Eile, die dadurch nicht gerade besser wurde, daß ich meine sämtlichen Habseligkeiten in brennender Sonnenglut selbst zur Zollstation tragen mußte: Kofferträger oder sonstige dienstbare Geister gab es in der Quarantäne-Station natürlich nicht. Schweigend während und nichts weniger als baskischfreundig stellte ich meinen Koffer, die Kiste und Handtasche auf den Revisionstisch vor den Zollbeamten.

„Haben Sie etwas zu verzollen?“ fragte mich der Mann im Bes. „Nein,“ antwortete ich unfreundlich. „Was ist in dieser Kiste?“ — „Reste von Nahrungsmitteln.“ — „Zeigen Sie mal,“ forschte der Beamte weiter und streckte die Hand nach der Kiste aus. Ich nahm selbst den Dedel ab und lagte schroff: „Nichts anfassen! Was Sie sehen wollen, werde ich selbst auspacken.“ Aber schon geschah das Malheur. Der Türle langte mit der Hand in die Kiste, faßte ausgerechnet den Kiesel der Tüte mit dem Streuzucker und sog daran. Die Tüte riß und die Hälfte des Zuckers zerstreute sich über den Inhalt der Kiste. Während ich nun die Tüte ganz heraus und schüttete den Rest des Streuzuckers dem Zollmann ins Gesicht, so daß sein schwarzer Bart im Nu zu einem weißen wurde. Da verließ auch den Türken kein Phlegma, er langte mit beiden Händen nach meinen Rodaustschlägen. Ich ließ mich hinstrecken und schlug ihm mit den Kistendeckel recht unanständig auf die Finger. — Der Skandal war da! Schon hatte mich ein Gendarm am Kragen und erklärte mich für verhaftet.

Das war höchst peinlich für mich und ich sah leider zu spät ein, daß ich eine Torheit begangen hatte. Meine gesellschaftliche Stellung in Konstantinopel war eine derartige, daß mir so etwas nicht passieren durfte! Ich mußte unbedingt die Sache irgendwie redressieren.

Da erschien, angelockt von dem Lärm, in gravitätischer Haltung ein ehrwürdiger Türle, augenscheinlich der Vorfteher dieses Zollamts. Nachdem er erfahren, um was es sich handelte, erklärte er mir, daß ich mich einer strafbaren Handlung schuldig gemacht habe. Das wußte ich selber, suchte mich aber damit zu entschuldigen, daß der Zollbeamte mich gereizt habe. Unter keinen Umständen durfte ich jetzt der Sache ihren Lauf lassen, das hätte für mich die unangenehmsten Folgen haben können. — Ich bat also den Zollvorsteher um eine Unterredung, und er nahm mich mit in sein Bureauzimmer.

Jetzt konnte nur die größte Frechheit helfen! Auch schien es mir nun die höchste Zeit, zum Reiter „Baskisch“ Zuflucht zu nehmen. Ich stellte mich dem Beamten vor und erzählte ihm von meiner Position in Konstantinopel. Dann fügte ich hinzu: „Evident, ich muß mir die Verhaftung vorläufig gefallen lassen, nur muß ich Sie bitten, sofort ein Telegramm nach Konstantinopel befördern zu dürfen. Ich werde im Palais des Sultans in Yıldis erwartet. Da ich nun hier festgehalten werde, muß ich in Yıldis eine Erklärung für mein längeres Fernbleiben geben. Ich bitte um Papier, Feder und Tinte,“ dabei ließ ich — versehenlich — einige Goldstücke auf den Tisch gleiten.

„Evident!“ rief der erschrockene Beamte aus. Sein Mund blieb offen stehen, er konnte nicht weiter sprechen. Ich hörte ihn nur zusammenhängende Worte murmeln, wie „Yıldis — Sultan — Allah! Allah!“ Nachdem er sich von seinem Schrecken erholt hatte, sagte er sehr höflich: „Evident, bitte kommen Sie jetzt mit mir.“ — Die Goldstücke waren inzwischen verschwunden.

Gemeinsam mit mir ging der ehrwürdige Beamte in den Zollraum zurück. Er blinzelte seinem Untergebenen zu und

logie laut: „Die Reiseeffekten dieses Herrn sind jährlich revidiert. Alles ist in Ordnung!“ Zu mir gewandt fuhr er fort: „Ich wünsche Ihnen glückliche Reise,“ und drückte mir die Hand. Dann betrat er einem seiner Leute, meine Sachen bis in mein Eisenbahnabteil zu bringen. Der Gendarm begleitete mich bis zum Zuge und grüßte höflich, als ich abfuhr.

Allerlei vom Schneiderkarpfen.

Von Ernst Edgar Reimerdes (Celle).

Wegen seines reichen Gehalts an Fett und Eiweißstoffen hat der Schneiderkarpfen, wie der Volksmund den Dering zu nennen pflegt, als Fleischersack von jeher eine Rolle gespielt. Während er in jener Zeit, als wir wirtschaftlich noch alänzend dastanden, meist nur von der ärmeren Bevölkerung gebührend gewürdigt wurde, hat er schon während des Krieges als Nahrungsmittel erheblich an Bedeutung gewonnen. Gegenwärtig aber sind Millionen von Deutschen neben der Kartoffel auf den Dering angewiesen, der ihnen das teure Fleisch ersetzen muß.

Der Dering, der in verschiedenen Arten in allen Meeren anzutreffen ist, kommt am häufigsten in der Nord- und Ostsee vor. Die beste Sorte wird an der Küste Schottlands gefangen; sie erfreut sich bei uns unter dem Namen Schotten besonderer Beliebtheit. Holland liefert ebenfalls ausgezeichnete Deringe, während die sogenannten Norweger weniger gern gekauft werden. Bekanntlich wird die Heringsfischerei seit langer Zeit auch auf deutschem Boden betrieben; sie fand zuerst 1552 in Emden Eingang, nachdem die vom Holländer Willem Bodel erfundene Methode des Einsalzens bei uns in Aufnahme gekommen war. Während der französischen Fremdherrschaft wurde die Emdener Heringsfischerei völlig eingestellt, 1814 aber lebte sie zur Freude der Ostfriesen wieder auf.

Ursprünglich wurde der Dering nur in frischem Zustand gegessen, bis Bodel gegen Ende des 14. Jahrhunderts das nach ihm benannte Einsalzen erfand, das aber bereits um 1300 in hanseatischen Urkunden erwähnt wird. Seinen Namen erhielt der Dering, der (wie heute noch in Norwegen) ursprünglich Silt hieß, von dem Ring, den der sogenannte Bademeister früher in jede Tonne mit Deringen einbrannte. Den feinsten Geschmack haben Matjesheringe, d. h. Jungfernerlinge, die noch nicht gelaicht haben und deshalb besonders fett sind. Als Vollheringe bezeichnet man die Tiere, die kurz vor dem Laichen stehen und noch Roggen und Milch haben. Wenn sie den Laich abgelegt, d. h. ihre Vater- und Mutterpflichten erfüllt haben, nennt man sie Ithlen. Dies ist die magerste und schlechteste Sorte. Früher glaubte man, der Dering lebe nur im Polarmeer und beginne von dort aus jedes Jahr unter Führung sogenannter Deringkönige seine Wanderung längs der Küste Grönlands. In der Nähe Islands teile sich der Zug, von dem ein Hauptarm den Weg westlich nach Amerika, der andere östlich nach der Küste Norwegens einschlägt. Wir wissen heute, daß dies eine Fabel ist und daß die Deringkönige sog. Wandfische sind, die nichts mit den Deringen zu tun haben. Bevor der Dering bei uns Volksnahrung wurde, kam er, wie manches andere Gericht, zuerst auf die Tafel der Großen. Die sächsischen Kurfürsten erhielten jedes Jahr vom Rat der Stadt Weiditz ein Faß Deringe als Präsent. Wie beliebt diese Gabe bei Hofe war, geht aus einer Anordnung des Kurfürsten August vom Jahre 1554 hervor, wonach ihm, da er sich gerade auf Reisen befand, die Deringe sofort nachzuschicken seien. Zu jener Zeit, als er als Nahrungsmittel noch wenig Beachtung fand, hatte der Dering in der Volksmedizin große Bedeutung, man glaubte (und glaubt heute noch), mit seiner Hilfe allerlei Krankheiten kurieren zu können. Verteilt unter die Fußsohlen gebunden, sollte er die Wassertucht sowie bei Fieberkranken die Hitze „verzehren“; vor dem Schlafengehen genossen, den Fußten vertreiben. Deringesleber, vermischt mit Honig, gebrauchte man bei Zahnschmerzen, und gegen Magengeschwüre als man einen Monat hindurch jeden Morgen ein Deringesschen. Aus mit Butter gerösteter Deringemilch bereitete man eine Salbe gegen erkrankte Glieder, aus gerösteter Deringestemen ein Pulver gegen Halsknoten. Mannigfache Verwendung fand auch die Deringeslase, äußerlich gebrauchte man sie gegen frische Brandwunden und andere Verletzungen, gegen Schlangengift, Geschwüre, Drüsenanschwellungen, ja sogar gegen Kröpf und Krebs, verdünnt mit Wasser zu heilkräftigen Bädern. Heute noch wendet man sie, angeblich mit Erfolg, bei Halskrankheiten (Diphtherie) an. In Berlin glaubt man, durch eine Deringemilchkur Schwindel zu heilen zu können, und daß ein Dering gegen den bösen Rachenkammer ausgeschiedene Dienste leistet, hat schon mancher erprobt.

Gesellschaft und Mode

Kleide dich nach den Augen! Ein französischer Maler, der zugleich ein berühmter Modedesigner ist, hat den Frauen einen neuen wertvollen Fingerzeig für die Auswahl der Toiletten gegeben, die sie am besten kleiden. „Wenn man im Zweifel ist, so richte man sich nach den Augen!“ sagt er. Die Farbe der Augen ist bei den einzelnen Menschen außerordentlich verschiedenartig, und ein genaues Studium zeigt, daß kein Mensch braune, blaue oder schwarze Augen hat, sondern daß feinste Nuancierungen der Farbe dem Auge den besonderen Ausdruck verleihen, daß Töne von grau, grün, bernsteinfarben usw. mitsprechen. Die Augenfarbe ist aber nun das einzige Unveränderliche in den Wandlungen, die die Frau in ihrer Erscheinung herbeiführen kann. Die Farbe der Augen kann man nicht verändern, und daher ist dieser Farbenton „der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht“, die einzig feste und sichere Grundlage, von der aus man die ganze „Zusammenstimmung“ des Äußeren vornehmen kann. „Die kluge Frau stellt an ihre Augen viele Fragen, wenn sie eine neue Toilette wählt“, erklärt dieser Kenner, „und sie wird stets die richtige Antwort erhalten. Hat sie graue Augen, so rufen diese laut nach einem Abendkleid von Silberlamé und einem Pelz von Rauchfuchs. Aber es gibt auch hellere Töne des Graus im Auge, die eine Bevorzugung stärkerer Farben verlangen. Blaue Augen rufen fast immer nach blauen Stoffen, die sich in so zahlreichen Schattierungen darbieten. Es gibt aber auch gewisse blaue Augen, zu denen opaline und saphirene Töne die einzig richtigen sind. So läßt sich für jede Farbennuance des Auges der harmonische Ton finden, der sowohl in der Kleidung als auch in der Färbung des Haares und in der Art des Schminkens eingehalten werden muß. Wer also unsicher ist, was ihm am besten kleidet, der vertiefe sich in das Studium seiner Augen, und sie werden ihm das Richtige erzählen.“

Die Mode der Weinfarben. Die Farbensinfonie, die uns in der neuen Saison im Ballsaal auf den Kleidern der Damen entgegenleuchtet, hat eine ganz besondere Note. Die zarten Pastellfarben, die bisher das Bild einer stärkeren Koloristik abdämpften, sind verschwunden, und neue Farbtöne treten an ihre Stelle, bei denen sich die Mode von der Farbe der Weine hat antegnen lassen. Die beliebteste Modelfarbe ist Weinrot, und zwar in allen Schattierungen vom tiefsten Burgunder bis zum lichtesten Rotwein. Aber auch bei den Weißweinen macht man Anleihen. Da gibt es Toiletten im tiefen Goldgelb des Rheinweines und im hellen glitzernden Licht des Champagners. Eine der modernsten Farben heißt „Mouille“ und ahmt den Ton des Moselweines nach; es ist ein helles, silbriges, fast durchsichtiges Gelb.

Hygiene und Heilkunde

Krebs und Beruf. Das Medizinische Untersuchungsamt der englischen Regierung hat einen Sonderbericht verschiedener Ärzte über das Vorkommen des Krebses in den einzelnen Berufen herausgegeben, über den in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ berichtet wird. 46 113 Krebsodesfälle bei Männern aus den Jahren 1910 bis 1912 wurden untersucht. Man fand eigentliche Gewerbetreibende nur bei den Raminiegern und den Baumwollspinnern. Doch konnte festgestellt werden, daß Alkoholiker, Raucher und Syphilitiker besonders zu Krebsen der Zunge und der oberen Verdauungs- und Atemwege neigen. Bei anderen Gewerben tritt eine Disposition für Krebserkrankungen im Zusammenhang mit derartigen Schädigungen auf, wie z. B. beim Gastwirtsgeerbe, bei den Handlungseisenenden und Barbieren. Besonders deutlich ist der Gewerbetreibende bei den Baumwollspinnern, bei denen sich aus den letzten 50 Jahren 539 Fälle nachweisen ließen. Es gibt 23 000 derartige Arbeiter in England; sie bekommen einmal häufiger diesen Krebs als andere gleichartige Männer. Niemals wurde ein Fall beobachtet, bei dem der Erkrankte nicht wenigstens 10 Jahre lang sich der dauernden Beschäftigung mit Paraffinöl in diesem Beruf ausgesetzt hatte. Man benutzt allerdings in Lancashire schon lange gereinigtes Paraffinöl für diese Maschinen, ohne daß aber dadurch das Entstehen des Krebses vermindert worden wäre. In dem Bericht werden auch interessante Beobachtungen aus dem Londoner Krebsinstitut mitgeteilt. Man beobachtete bei Mäusen eine bestimmte Gattung ihrer Innerorgane und pinsette sie dann regelmäßig mit Toer, bis Krebs auftrat. Bei diesen Tieren trat der Krebs später auf als bei Kontrolltieren, wodurch die Behauptung widerlegt wird, daß anästhetische Hautstellen zu Krebs prädisponieren.